

Osttiroler Heimatabblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

28. Jahrgang

Donnerstag, 23. Juni 1971

Nummer 6

Nacheiszeitliche Schneckenablagerungen im Tristacher See

Von Alois Kofler, Lienz

Die vorletzte Epoche der Erdgeschichte (Diluvium oder Pleistozän) war vor allem gekennzeichnet durch eine weltweite Klimaverschlechterung, deren Ursache nicht genau bekannt ist. Jedenfalls sanken die Sommertemperaturen um etwa 6-10 Grad, die Schneegrenze im Alpenraum war etwa 1200 Meter tiefer als heute. Ein Anwachsen der Vergletscherungen führte zur Bildung gewaltiger Eiskappen in Grönland, Spitzbergen, Antarktis, Nordamerika, weiten Teilen Sibiriens, Patagoniens und in den Gebirgen Europas. Die Gletscherfläche betrug ca. 55 Millionen km² gegenüber heute 15 Millionen km². Dieser Abschnitt begann etwa 800.000 Jahre v. Chr. und endete 12.000 v. Chr. Außerdem waren zumindest im mitteleuropäischen Raum vier große Vereisungen (Günz, Mindel, Riß, Würm) durch wärmere Zwischenzeitalter unterbrochen. Zur Zeit der jeweiligen Maximalvereisung bildete sich im Alpenraum ein geschlossenes Eisstromnetz, wobei sich gewaltige Eis-

massen, den Tälern folgend, vom Alpeninnern in das Vorland bewegten. Dadurch wurden die weiten Talböden aufgehoben, die Bergrücken abgerundet, Seewannen ausgegraben, Schottermassen weit transportiert, kurz das Bild der Landschaft in weitestem Maße verändert. Im Lienzener Talbecken sind die Moränenreste als Schotter der Tallagen überall feststellbar, ein Blick auf den Rauchkofel, den Hochstein, Ederplan und andere Berge läßt die abgerundeten Eiszeitformen erkennen, viele Seen des Hochgebirges sind als Karseen aus dieser Zeit erhalten und der größte See des Bezirkes, der Tristacher See, verdankt neben der geologischen Besonderheit auch dieser Zeitgeschichte seine Entstehung, wie etwa die zahlreichen größeren Seen Kärntens, Salzburgs und des Alpenvorlandes.

Damals war der Höchststand der Vergletscherung in den Lienzener Dolomiten nach Mutschlechner (1953, 1956) folgendermaßen gegeben:

Maße, im Hochgebirge überhaupt nicht erfolgt. Unter diesen geschilderten Aspekten sind die nachfolgenden Ausführungen zu betrachten.

Der einzige echte See unserer Tallagen liegt in 826 m Höhe. Außer einigen kleinen Tümpeln, Weihern und Lauen liegen alle anderen größeren Wasseransammlungen im Hochgebirge, also meist hoch über der Waldgrenze; wobei Osttirol mit nur 0,03 Prozent Wasserfläche (nach Kührtreiber 1956) sehr wenig Seen aufweist. Der Tristacher See ist leider noch nie genau vermessen und untersucht worden. Seine Morphometrie, Limnophysik, Limnochemie, sein Phyto- und Zooplankton sind ebensowenig bekannt, wie seine jahreszeitlichen Phänologien. Nach Findenegg (1953:64) hat er eine Wasserfläche von etwa 9 ha, eine Länge von 600, eine Breite von etwa 200, seine größte Tiefe ist maximal 8 m und sein Volumen wird mit „etwa einer halben Million m³“ berechnet. Flächenmäßig also durchaus beachtlich, ist seine Tiefe gegen den „Rekord“ des Alkusersees (Schobergruppe, 2482 m ü. M.) mit 43,5 m eher als leicht zu bezeichnen. (Turnowsky 1948). „Seekundlich betrachtet handelt es sich um einen stärker leutrophisierten See mit sehr kalkreichem Wasser, ähnlich dem Typus des Pressegger Sees. Die Wasserhärte betrug im Sommer 1947 an der Oberfläche um 9, in der Tiefe über 10 Grade, der pH 8,0-8,4 an der Oberfläche, 7,8 in der Tiefe. Der Nitratstickstoffgehalt ist im Sommer überall gering (0,02-0,05 mg/l), doch mag er zu Frühjahrsbeginn wesentlich höher liegen, denn der See war im Sommer außerordentlich reich an Plankton. Infolge seiner geringen Tiefe erwärmt sich der See im Sommer bis zum Grunde sehr stark. Am 19. Juni 1947 lag die Oberflächenwärme bei 19,4, in 7 m Tiefe bei 13,5, dabei herrschte in dieser Tiefe noch ein Sauerstoffgehalt von 12 mg/l, was auf eine bedeutende Assimilation des Phytoplanktons schließen läßt.“ (Findenegg 1953:64).

Der geologische Untergrund gehört eigentlich zu den Gesteinszonen nördlich der Drau,

	Höhenlage der Gletscheroberfläche		Eisdicke	
	nachgewiesen	vermutet	nachgewiesen	vermutet
Über Mittewald (880 m)	2140 m	2200 m	1280 m	1320 m
Über dem Lienzener Becken (870 m)	2040 m	2190 m	1370 m	1490 m
Über dem Tiroler Tor (630 m)	1990 m	2000 m	1360 m	1370 m

Aus dem Drautal und dem Iseltal ergossen sich zwei mächtige Eisströme, die sich im Lienzener Becken vereinigten und nach Kärnten weiter vorstießen, wobei eine Verbindung mit dem Möllgletscher über den Laibenberg bestand, vielleicht auch mit dem Gallgletscher über den Zochenpaß; jedenfalls teilte sich der Draugletscher im Raum von Sillian in beide Richtungen. Nach dem Rückgang der Vereisung infolge zunehmender Erwärmung folgten die ausgewanderten Tiere und Pflanzen aus den unverglet-

scherten Randrefugien dem weichenden Eise in den inneralpinen Raum. Diese postglaziale Rückwanderung dauert bis zum heutigen Tage immer noch an. Andererseits sind Tiere und Pflanzen bekannt, die von den wesentlich wärmeren Nacheiszeiten als Relikte sich noch an einigen isolierten Stellen gehalten haben. Die Lage der fließenden Gewässer ist erst durch den Menschen sehr stark durch Begrädnung und Verbauung verändert worden. Dies ist bei den stehenden Gewässern in wesentlich geringerem

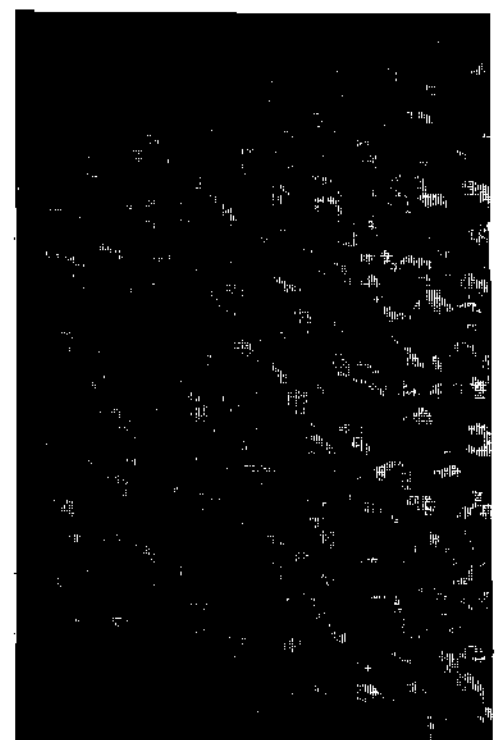
steht also aus Silkkatzen mit geringer Wasserdurchlässigkeit, die durch feinschlammige Sedimentation noch verstärkt ist. Seine Entstehung verdankt er nicht nur der elastischen Vergrößerung einer tektonisch vorgebildeten Furche, sondern nach Kleinschlegel (1935:595) einer Abdämmung durch seiliche Schuttkegel. Einer postglazialen Verlandung entging er durch seine Lage oberhalb der Flußläufe und der Talsohle. Vom Südufer beginnt ein bewaldeter Berghang am Fuß der imposanten Tristacher Seewand an, das Nordufer ist gekennzeichnet durch Felspartien mit Blockschutt und Baumwuchs. Am Ostufer dringt ein flacher Anschwemmungskegel mit sauren Wiesen weiter vor, der westseitige Abfluß wurde durch Straßengräben stark eingengt und aufgeschüttet. Die derzeitige Tierwelt des Sees scheint gegenüber früheren Epochen stark verarmt und künstlich beeinflusst. Sicher ist die Zahl der Planktonarten wesentlich größer als sie Lindenberg (1953:64-65) erwähnt. Dies geht nicht zuletzt aus der Artenzahl und Größe einzelner Fischarten hervor. Zur Zeit des Kaisers Maximilian I. (1493-1510) nach Mayr (1901:41) ist erwähnt: „See uindern Rauchenkobl Bestimbtter see uindern Rauchenkobl (= Rauchenkobl), der hat innen kerpen (Karpfen) - krebs - vorhen (Bachforellen, *Trutta fario* c. p. XI) und anpaß l. c. Fußnote p. XI.: „Anpaß“ im Tristacher see ist unbekannt. Vielleicht ist diese Art identisch mit dem bei Schmeller, Bayerisches Wörterbuch genannten Fisch „Apels“, welcher im Jahre 1460 im Ammersee vorkam“). Und ein landfurst mag sondern lust aben auf solhem see - dann der rauchenkobl in guet gembagejaid ist und gar an den selben see stosset. Dann dieweil der landfurst auf solhem see vischt - mag er im das gembagejaid zu lust auch bejagen lassen und das hörn und die gembsen zu den werten sehen laufen. Und disen see vischt yetz der Michel von Wolkhenstein.“ - Heller (1871:359) zählt unter Auslassung des unklaren „anpaß“ folgende Arten für diesen see auf: Barsch (*Perca fluviatilis* L.); Grop-

pe, Dolm, Koppe (*Cottus gobio* L.); Karpfen (*Cyprinus carpio* L.); Schleie (*Tinca vulgaris* L.); Rotfeder (*Scardinius erythrophthalmus* L.); Pfriile, Ebritze (*Phoxinus phoxinus* L.) und den Hecht (*Esox lucius* L.). Dazu kommen derzeit noch der Zander (*Lucioperca lucioperca* L.), der Wels (*Silurus glanis* L.) und seit einigen Jahren aus der westlich angrenzenden Teichzuchtanlage auch die erst seit 1880 aus Amerika nach Europa importierte Regenbogenforelle (*Salmo irideus Gibbons*). - Vor allem am Ostufer kann man etwa Mitte April die Erdkröte (*Bufo bufo* L.) bei Balz und Laichablage in großer Zahl beobachten. Nicht selten findet sich die Gelbbauchunke (*Bombina variegata* L.) sowie Frösche (*Rana esculenta* L. und *R. temporaria* L.) Von den Schwanzlurshen wird der Feuersalamander (*Salamandra salamandra* L.) in der Umgebung des Sees bei Regenwetter beobachtet; ob Teichmolch und Kammolch tatsächlich hier leben, bedarf noch genauerer Prüfung. - Manchem Badenden jagte schon der im Wasser schlängelnde Leib einer Ringelnatter (*Natrix natrix* L.) völlig grundlos erheblichen Schrecken ein. Von den Wirbellosen wäre eine ganze Menge von Arten zu erwähnen, doch würde damit zum Thema wenig beigetragen werden; zumindest was die Gliederfüßer betrifft. Der schon zu Maximilians Zeiten berühmte Krebsreichtum ist zwar stark zurückgegangen und Exemplare „die einen Spiseteller deckten“ so Beda Weber (1838) nach Oberwalder (1956:124) findet man schon lange nicht mehr. Ein Teil der Lebewelt, wie sie in den letzten Jahrhunderten im und am See sich befand, wurde durch Zufall im Frühjahr 1970 bekannt und auch in der Fachwelt mit großem Interesse registriert, zumal man keinen vergleichbaren Fall dieser Art kennt. Damals wurden durch den Besitzer, Hotelier Hanns Jaufer, im Bereich des Strandbades am Nordufer etwa 12.000 m³ Schotter aufgeschüttet, um der Verschlammung zu begegnen. Diese Menge löste mit

ihrem erheblichen Gewicht eine Bodenrutschung zur Tiefe hin aus, wodurch etwa in der Mitte eine Bodenwulstung (wie bei einem „Barschberg“) sich ergab, die fast bis zur Oberfläche reichte. Dieser Nebeneffekt wurde behoben durch Ausbaggerung des Materials, etwa 500-600 m³. Natürlich wurden durch diese Wühlarbeit die Schwebstoffe stark angereichert, eine auffallende Trübung war die zuerst sichtbare Folge. Daneben ergab sich noch ein zusätzlicher Erfolg: Anfang Juni 1970 konnte man schon bei der Ankunft am Parkplatz beim Seehotel eine auffallende Oberflächenschicht bemerken, die sich im ersten Moment wie eine Schaumschicht ausnahm oder wie feinschlammige Verunreinigung. In Wirklichkeit handelte es sich aber um Millionen von leeren, weißgebleichten Schneckengehäusen. Auch der Grund war, wenngleich weniger, damit besät, und im ausgebagerten Schlamm kann man die Schalen heute noch finden. Die vom Langebenbach im Osten erzeugte schwache Wasserströmung zum westlichen Ausfluß hin transportierte die Schnecken im Laufe einiger Tage nach und nach an den kleineren Ausflußsee hin, wo sich die auffallendste Häufung ergab. Hier wurden auf einer Fläche von etwa 250 m² etwa 10-12 Millionen Schnecken geschätzt. Diese Zahl muß mit Vorsicht betrachtet werden, da einmal die Wasseroberfläche nur ungenau ermittelt werden kann und weiterhin die Schalen in mehreren Schichten übereinander schwammen. Im Laufe des Sommers 1970 verschwanden die Schalen alle wieder, weil sie auf den Grund absanken und durch Feinschlamm bald unsichtbar wurden. Es ist kein Zweifel daran, daß diese Mengen von Schnecken durch die Ausbaggerung aus ihrer Ruhe im Bodenschlamm herausgeholt worden waren. Die in den meist gewundenen Schalen enthaltenen Gase (aus Verwesung und Lufteinschlüssen) bewirkten den Auftrieb an die Oberfläche. Fortsetzung folgt!



Schneckenablagerungen als Schwimmschichte im Tristacher See.



Fotos: Prof. Dr. Alois Kofler

Lois Ebner

Zimmermannswerkzeug vergangener Bauepochen

Ein Beitrag zur Gerätekunde Osttirols

In Hellas, Rom und bei den Lappen,
da spähen wir jeden Winkel aus,
indes wir wie die Blinden tappen
dahin im eignen Vaterhaus.
(Simrock)

Die Landwirtschaft wird zusehends stärker technisiert und räumlich immer mehr zurückgedrängt. Bauernhöfe werden aufgelassen; Söhne und Töchter gehen durch Abwanderung dem Bauernstande verloren. Im Zuge dieser Entwicklung fallen die alten, einst verwendeten bäuerlichen Werkzeuge und Geräte, aber auch ihre Bestimmung und ihre Handhabung immer mehr in Vergessenheit. Die Werkzeuge verschwinden, verrotten und verkommen in einer „Rumpelkammer“, im Dachboden, oder dienen irgendwo als Dekorationsstück, ohne daß sich ihr Besitzer, der leider nicht selten Ausländer ist, über den ursprünglichen Verwendungszweck im klaren ist.

Je stärker und nachhaltiger dieser Werdegang um sich greift, desto lebhafter wird der Wunsch, die einst so tief in der bäuerlichen Arbeitswelt haftenden Geräte und ihre ehemaligen Funktionen festzuhalten. Hinter dieser verblässenden Welt steht nicht allein ein Stück Kulturgeschichte. Werkzeug und Gerät geben auch unmittelbares Zeugnis vom Menschen, der es erfand, herstellte und handhabte. Das Studium von Arbeit und Gerät führt dazu, daß wir den Menschen besser erfassen und verstehen können.

Was hier über Werkzeug und Gerät im allgemeinen gesagt wurde, gilt im besonderen auch für das Werkzeug des Zimmermannes.

Der Bauer, — um diesen geht es in diesem Falle letztlich ja auch —, war seit alters sein eigener Baumeister, sein eigener Zimmermann. Das Sprichwort: „Die Axt im Hause erspart den Zimmermann“ ist nicht ohne Bedeutung; es zeigt die innere Verflechtung des Bauern mit dem Bauwesen. Der Bauer war der Holzbaumann, der Erbauer der einstigen Holzwohnung, des Hauses. In dem Ausdruck: „dem hab ich gezeigt, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat“ ist die Erinnerung an diesen Urbaumeister noch aufgespeichert.

Das älteste Holzhandwerk in seiner Ausübung ist das Zimmermannshandwerk. Es zählt neben der Schmiedekunst zum ursprünglichsten Handwerk, da sich das Holz zweifellos zuerst der menschlichen Bearbeitung fügte. Es hat sich seit dem Mittelalter kaum mehr verändert und ist in seinen Grundzügen fast gleich geblieben.

Was andernorts, namentlich in deutschen Landen und im Osten von Österreich zum Zusammenschluß der Zimmerleute, zu den Zünften und Bruderschaften geführt hatte, konnte hierzulande nicht im selben Maße Platz greifen. Es war dies das Streben nach Verwirklichung gemeinsamer Interessen- und Ständesvertretung. Hier war und blieb das „Zimmern“ eine Kunst und eine Tätigkeit, die der Bauer mit seinen Nachbarn beherrschte und ausübte. Ein regelrechtes Handwerkswesen der Zimmerleute konnte sich auf unserem Boden nicht entwickeln. Erst um die letzte Jahrhundert-

wende zeigen sich Ansätze zu einem solchen.

Die Ausübung des „Zimmerns“, seine Wesensart und die mit ihm verbundenen Gesetzmäßigkeiten entwickelten sich im Wandel der Jahrhunderte zu einem volkstümlichen Besitz und wurden in bemerkenswerter Kontinuität vom Vater auf den Sohn, von den Alten auf die Jungen übertragen.

Die Holzbaukunst war also Allgemeinbesitz des Volkes, ebenso wie die Kenntnis der Bearbeitung des Baustoffes und die Handhabung der mit ihr uräschlich verbundenen Werkzeuge.

Die Verwendung des Werkstoffes Holz zum Bauen erforderte, diesem Material bestimmte Maße und Formen zu geben. ¹⁾ Hierbei benötigte der Mensch Werkzeuge.

Keil, Säge und Bohrer sind die ältesten Werkzeuge, die sich der Mensch zur Bearbeitung des Holzes schuf. Der Keil diente geschäftet als Axt zum Spalten längs der Holzfasern, die Säge verwendete man als eine reißende, gezahnte Schneide zum Trennen quer zur Faser, den Bohrer zum Loch-

Zum Fällen der Bäume und um sie zuzuhauen, sie mit Kerben und Zapfen zu versehen, bediente man sich der Axt. Sie war aus mehr oder minder hartem Stein in Form eines Keiles gebildet. Diesen Keil klemmte man in einen gespaltenen Ast (mitunter auch in eine Astgabel) und band ihn fest. Später versah man ihn im Zuge der Vervollkommnung mit einem Stielloch wie beim Hammer. Aber auch die Steinsäge half schon beim Aufteilen der Stämme. Sie hatte etwa annähernd die Form einer scharfartigen Messerschneide.

Wir halten also fest, daß die grundlegenden Werkzeuge für die bautechnische Verarbeitung des Holzes in der Steinzeit bereits bekannt waren. Ihre Herstellung stellte indes ein anderes Problem dar. Die Formen waren zum Teil in der Natur schon grob vorgebildet. Erfahrung und ständiges Probieren halfen bei der näheren Auswahl.

So zeigt sich in den Werkzeugen von allem Anfang an eine Verflechtung des Primitiven mit der Landschaft und ihrem Angebot an örtlichen Werkstoffen. Der Primitive war gezwungen, dieses zu prüfen, um auf diese Weise die beste Auslese zur Befriedigung seiner Bedürfnisse treffen zu können.

Aus der Bronzezeit wissen wir, daß der gespaltene Stamm und die aus ihm geschichtete Bohle bereits bekannt sind. Dünneblättige, schmalschnittige Axt, die im Kampf auch als Streitaxte benutzt wurden, und das Metallsägeblatt, anscheinend für Blatt- oder Bodensägen, sind erhaltene Werkzeuge. Den schon aus der Steinzeit erhaltenen Drillbohrer, der nunmehr in Metall angefertigt wurde, wird man dazu verwendet haben, Löcher für Holznägel und Holzdübel vorzubohren.

Diese drei Werkzeuge sind im Prinzip heute noch als Handwerkszeug des Zimmermannes gang und gäbe. Je nach Landschaft und örtlich begrenzten Baugewohnheiten hat man aus ihnen Sonderwerkzeuge entwickelt. Diesen wurde eine dem betreffen-

den Arbeitsvorgang günstigere Form gegeben.

Im ganzen tritt uns die heute in Osttirol noch bestehende Gerätewelt des „Zimmerers“ als Relikterscheinelung vergangener Bauepochen entgegen. Ihr Brauchwert ist zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Eine Vielzahl von Werkzeugen findet keine Verwendung mehr. Sie gehören wie die „alte Zimmererei“ der Vergangenheit an. Wir bauen anders als unsere Vorvorden!

Bis etwa um die Jahrhundertwende baute man in Osttirol vorwiegend in Holz. Im Mauerbau war man ungeübt. Eine Ausnahme bildet hierin lediglich Lienz mit seinen massiven Bürgerhäusern. Diesem Umstand ist es zu danken, daß der Bestand an Holzverarbeitenden Werkzeugen noch relativ umfangreich ist, insbesondere in jenen Talchaften, wo man bis herauf in unser Jahrhundert weitgehend am Holzbau verharrte, wo die „Zimmererei“ überdies auch ihre höchste Blüte erlebt hatte (Villgraten, Kals, Virgental, Deferegg).

Durch die über Jahrhunderte geübte Architektur, nämlich den Holzbau, war dem „Zimmerwerkzeug“ ein weitgespanntes Anwendungsfeld geöffnet. Auf diesem konnte sich der Formenreichtum entwickeln. Dennoch gehörte es nicht zum Wesen des bäuerlichen Volkes, jenen etwa in übertriebener Weise zu pflegen. Art des Bauern war vielmehr, lange und zäh an Überbrachtem festzuhalten.

Die wichtigsten Werkzeuge zum „Zimmern“ waren, — wir hörten bereits davon —, schon in der Frühzeit bekannt und vorgebildet. Ihre zeitigen Erscheinungsformen und ihre abgewandelten Sonderformen verkörpern jahrhundert- ja jahrtausendelanger Auslesevorgänge, die stets auf Verfeinerung, gesteigerte Handlichkeit und praktikablere Anwendungsmöglichkeit ausgerichtet waren. Hierbei lassen sich wie beim Hausbau Wellenberge in der Entwicklung feststellen. Dort kam es insbesondere im 15./16. und im 18. Jhd. zu nachhaltigem Aufleben und zur Entfaltung gesteigerter Bautätigkeit ²⁾ In genannten Perioden sind also auch für das Zimmermannswerkzeug schwerpunktmäßige Entwicklungsvorgänge gegeben.

Unser Interesse zielt auf die Darstellung des früher verwendeten und heute tatsächlich noch vorhandenen Werkzeuges ab. Dabei beschränken wir uns auf die funktionelle Erfassung und Beschreibung der Werkgeräte und Behelfsmittel beim „Zimmern“. ³⁾

1. Hackenähnliche Werkzeuge ⁴⁾

Jedermann kennt die tandläufigen Darstellungen des hl. Josefs als Zimmermann. Als Attribute fallen hierbei Beil, Hammer, Winkeleisen und Bogensäge auf.

Ich will damit andeuten, daß das Volk ganz bewußt die genannten Werkzeuge als wichtige und kennzeichnende eines Zimmermannes dargestellt sehen wollte; somit auch das Beil, welches als hochentwickelte Sonderform besser gesagt welches als Werkzeug gefertigt wurde, das am ehesten die verschiedensten Funktionen sämtlicher Ar-

en von Hacken oder Zimmermannsaxten in sich vereinigte.

Die Hacke (= Zimmermannsaxt) zum Allen und Entrinden der Bäume blieb der alte, an Kopf und Schneide gleich schmale, wichtige Keil. Allerdings hat sie bei den angeführten Arbeitsvorgängen ihre Funktion schon seit langem völlig oder teilweise eingebüßt.

Zum Schlagen weicherer Hölzer (Fichte, Tanne; Holz in tieferen Lagen) verwendet man das Beil. Dieses besitzt die längere Schneide. Mithin vergrößert sich auch die Stizkerbe am Stamm. Härteres Holz (Lärche, Föhre; Holz in höheren Lagen) wird mit der Hacke gefällt.

Hat das Beil in vielem die Hacke schon im Mittelalter abgelöst und können wir es auch als „Universalhacke“ bezeichnen, so ist die Holzgewinnung auch bei uns heute schon völlig auf maschinelle Methoden eingestellt. Die Motorsäge ersetzt Hacke und Beil, das Spezialwerkzeug zum Entrinden der Baumstämme, der „Schepser“, wird in Folge rascher Aufbereitung des Holzes und infolge technischer Entrindungsmethoden in den Sägewerken nahezu hinfällig.

Für Feinarbeiten in Wald und Heim bietet sich das handlichere Beil, auch das Handbeil mit kurzem Stiel an. Vereinzelt treffen wir noch die Klieb- oder Kuibhacke⁵⁾, die zur Aufbereitung von Brennholz verwendet wird. Zum Spalten eignet sie sich um vieles besser als etwa das Beil, da sie, wie man im Volksmund mitunter ört. „zügig ist und leicht ins Holz treibt“.

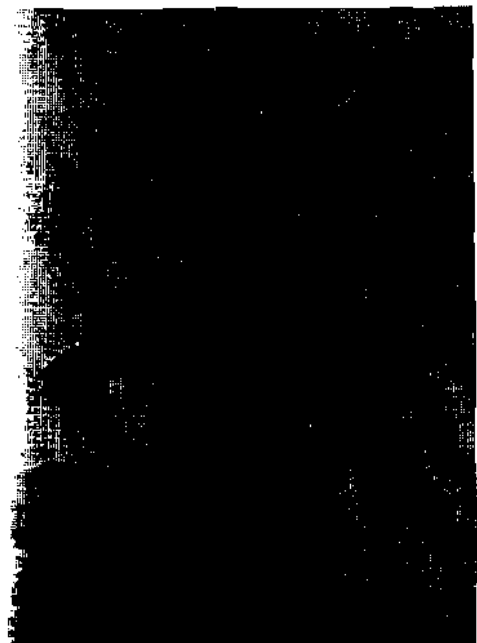


Abb. 1 Haiden

Der alten Hacke am nächsten in Form und Gestalt kommt der Haiden oder Haiden⁶⁾. (Siehe Abb. 1). Dieser stellt ein Spezialwerkzeug des Zimmermanns dar. Aufgrund seiner schmalen Schneide, seines langen, schweren und keilähnlichen Körpers eignet er sich insbesondere, den groben Splint vom Stamm zu schlagen, indem er leicht in die Gewebestruktur des Holzes zu greifen ist. Mit ihm wurden die Baumstämme kantig vorgehackt. Um die Wucht des Schlages zu erhöhen und die Hebelwirkung beim seitlichen Abdrehen vom Werkstück zu steigern, stattete man ihn mit einem längeren Stiel aus.

Zum Behauen der Stämme zu Kanthölzern und Bohlen kam die Breithacke oder Schneidehacke (= Schlichtaxt⁷⁾ dazu. (Vergl. Abb. 2). Sie ist trapezförmig und mit sehr langer Schneide ausgerüstet. Ihr Blatt und der Stiel sind in der Regel nach der Seite zum Werkstück hin leicht konvex gerundet, damit die Hand am Holz vorbeistreichend und sich die Schneide nicht ins Holz einfrisst, sondern unbehindert wieder herausfährt.



Abb. 2 Schneidehacke und Queraxt

Die Schneidehacke diente Wochen vor dem Bau eines Holzhauses als wichtigstes Zubereitungs- und Werkzeugs der rohen Stämme. Mit ihr wurde die „Feinarbeit“ durchgeführt, d. h. das Kantighacken und Planmachen der Lauf- und Auflagerflächen der Zimmerbäume.

Gewiß ist, daß ihre Handhabung und das Werken mit ihr viel Schweiß kostete und ebenso entsprechende Handfertigkeit erforderte. Das „Bauholzhacken“ konnte daher auch nicht von einem einzelnen allein bewirkt werden. Nachbarschaftshilfe war dringend geboten.

Zum Aushauen von Zapfenlöchern ist eine zweisebneldige Hacke mit dem Stiel in der Mitte, Queraxt genannt, geschaffen worden, deren Schneiden die eine senkrecht, die andere waagrecht zum Axistiel stehen, sodaß man, ohne den Stand zu wechseln, die vier Seiten des Loches, Ober- und Unterkante mit der einen Schnittfläche und, nach dem Drehen der Axt, die rechte und linke Kante mit der anderen Schnittfläche schlagen konnte.

Diese Axt fand in Osttirol kaum starke Verbreitung. Hier behielt man sich beim Anfertigen von Zapfenlöchern des handlicheren und des denselben Zweck erfüllenden Stemmeisens. Zudem erforderte sie gutes Können.

Die Stoßaxt ist eine etwa 30 cm lange Schneide, deren Haube griffartig verlängert ist und statt eines Holzstieles zur Handhabe dient. Sie wurde wie ein Stoßisen dazu benutzt, die Wände oder tief ausgestemte Löcher glatzustoßen.

Hier und dort tauchte sie früher vereinzelt auf. Sie zählte bei uns nicht zum unbedingt erforderlichen Werkgerät des „Zimmermanns“ und ist heute so gut wie unbekannt. Dennoch nahm sie, wenn auch nur in sehr

bescheidenem Maße, einen Platz im Inventar der Zimmermannswerkzeuge ein, insbesondere in ober- und mitteldeutschen Landschaften.



Abb. 3 Dechsel

Fotos: L. Ehner

Zum Aushauen von Mulden und Rinnen verwendete man durchwegs den Dechsel.⁸⁾ (Siehe Abb. 3). Insbesondere wurde er in unserer Gegend zum Ausnehmen von „Schresten“ (= gleichmäßig gefertigte Kerben, die zum Eekverbund beim Blockbau nötig sind) gebraucht, wobei diese durch je zwei entsprechend voneinander entfernte Einschnitte mit Hilfe einer Baum- oder Bogensäge vorgezeichnet waren.

Der Dechsel trägt einen halblangen Stiel und kann sowohl ein- als auch beidarmig gehandhabt werden. Blatt und Schneide stehen in normalem (= rechtem) Winkel zum Griffstück. Das Blatt ist wie bei der Schneidehacke etwas konvex zum Werkstück hin gebogen, damit sich die Klinge nicht im Holz festfrisst.

Eine Weiterbildung des Dechseles ist die Kandel, ein Werkgerät, das nicht so sehr für Zimmermannsarbeiten typisch ist, aber dennoch in diesem Zusammenhang erwähnt werden muß. Sie ist im Prinzip einem Dechsel nachgebildet, nur daß ihre Klinge eine zusätzliche Ausbuchtung gegen das Werkstück hin erfährt, wodurch sie ihrem Verwendungszweck, dem Aushauen von Holzrinnen (Dachrinnen!) und runden Fugen gerecht wird.

Zu den hackenähnlichen Werkzeugen ist zusammenfassend zu sagen, daß diese in erster Linie formbildende Funktionen zu erfüllen haben. Das Holz wird als Werkstück im rohem Zustand zur Bohle oder zum Balken („Zimmerbaum“) bearbeitet, sodaß zu seiner endgültigen Verwertbarkeit nur mehr teilweise und nur mehr geringe spezielle arbeitstechnische Vorgänge vonnöten sind.

1) Bramm, Otto, Der Zimmermann, in: Hebm Konrad, Holz im deutschen Volkshandwerk, Berlin 1940, S. 24.

2) Ilg, Karl, Im Bewegungsfeld der bäuerlichen Hauslände in Tirol und Vorarlberg, in: Tiroler Heimat, XIII Bd., Innsbruck 1940/50.

3) In diesem Rahmen können wir uns nicht jenes wissenschaftlichen Apparates bedienen, der zu einer vollständigen Darstellung erforderlich wäre.

4) Die Fachliteratur kennt keine einheitliche Terminologie. Wir wählen daher jene Bezeichnungen, wie sie im Volke noch lebendig sind.

5) klieben, klieben, kloeben — mhd. klieben, spalten; siehe Schöpf A. J., Tirolisches Idiotikon, Innsbruck 1860.

6) Haiden = Haiden (Villgraten, Iseltal), Haiden (Lössachtal und Pustertal).

7) Bremm O., a. a. O., S. 34 f.

8) Vergleiche, Torsten G., Alte bäuerliche Geräte, München 1908, S. 102/103.